

Grenzregionen zwischen Verflechtungsgeschichte und Geschichtspolitik

Eine Diskussion

Caspar Ehlers, Christine Gundermann, Georg Mölich

1. Lässt sich ‚Grenzregion‘ allgemein definieren und wie sinnvoll wäre eine solche Vorgehensweise überhaupt?

Georg Mölich: In der Problematik des Begriffs ‚Grenzregion‘ im fachwissenschaftlichen Kontext ist das Problem der Begriffsdefinition von ‚Region‘ implementiert. Egal, welche Definition von Region man anwendet – klar ist immer, dass ‚Region‘ nicht rein deskriptiv verwendet wird, sondern dass – in welchem Umfang auch immer – reale Kohäsion und/oder klar abgrenzbare Spezifika unterstellt werden. Diese Qualitäten treffen auf ‚Grenzregionen‘ meiner Einschätzung nach nicht zu; ähnlich wie ‚Grenzgebiet‘ ist ‚Grenzregion‘ eher ein von der Realität der Grenze abgeleiteter Deskriptivbegriff. Ich erinnere für die Bundesrepublik bis 1990 an die

rechtlich-fiskalpolitische Bedeutung der ‚Zonenrandgebiete‘ als Förderräume. Bei der Verwendung des übergeordneten Begriffs ‚Grenzraum‘ reduzieren sich diese definitorischen Probleme, da die Anforderung von klar erkennbarer Kohäsion wegfällt und eben auch ‚weiche‘ Faktoren wie symbolische und kulturelle Raumattribute hinzugezogen werden können. Bei vielen der Beiträge zur Tagung würde man also mit der Begrifflichkeit ‚Grenzraum/Grenzräume‘ konzipierbarer umgehen können.

Christine Gundermann: Dem schließe ich mich an: der Grenzraum als Begriff betont die historische Konstruktion des Raumes ebenso, wie er eine Reflexion auf die so entstandene Historiografie erlaubt. Gerade weil viele der Beiträge dezidiert Anschluss an die Neue Kulturgeschichte suchen, scheint mir dieser hier sehr fruchtbar.

Wie sieht es dann aber mit dem Begriff der ‚borderlands‘ aus, der ja auch auf der Tagung genutzt wurde? Er scheint sich wissenschaftsgeschichtlich nicht dezidiert auf die ‚Grenz-,region‘ zu beziehen, aber trotzdem so konkret territorial, dass die konstruktive Raumdimension zumindest nicht im Vordergrund steht.

2. Braucht die Erforschung von Grenzregionen stets eine Verflechtung verschiedener Raumperspektiven? Welche Quellen müssten gegebenenfalls mehr berücksichtigt werden?

Christine Gundermann: Blicken wir auf die Geschichte der Geschichtswissenschaft zurück, so wird schnell deutlich, dass der Raum als analytische Kategorie lange Zeit vernachlässigt worden ist. Vereinfacht gesagt: Der Raum wurde eher als statische Größe wahrgenommen, die Zeit war es, um die man sich kümmerte, wie die Geografin Doreen Massey bereits in den 1990er-Jahren festhielt.

Raum ist insbesondere unter dem Einfluss des Historismus vor allem als politischer Raum wahrgenommen worden, damit traten die Grenzen der politischen Einheiten (der Nationen) in den Vordergrund. Und diese erschienen über eine lange Zeit eine geradezu naturalistische Beharrungskraft auch in der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts zu besitzen und haben somit die Nation, ihr Zentrum und eine spezifische Idee von Grenze fest etabliert.

Der Raum als begrenzter Raum, der Raum als Container ist aber spätestens im Zuge der Neuen Kulturgeschichte und spezifischer im

Rahmen des ‚spatial turn‘ kritisch hinterfragt worden. Durch den ‚spatial turn‘ können wir dabei einen Perspektivwechsel vollziehen. Der Raum ist nicht länger eine statische Größe, sondern wird selbst zum historischen Objekt, die Geschichte des physischen Raums wird durch eine kulturelle Dimension erweitert.

Räume als soziale Konstruktionen haben dabei immer inhärente hegemoniale Strukturen. Wer sie wie definiert, wer ihre Grenzen definiert, bestimmt auch darüber, wie in diesen Räumen gehandelt werden kann.

Dieses Herrschaftshandeln kann in historischer Perspektive ganz allgemein und vereinfacht zum Beispiel als Eroberung und Besiedlung stattfinden. Herrschaftsanspruch und faktische Hegemonie über einen Raum kann aber auch über seine Vermessung erfolgen. Die Art und Weise, welche Daten wie erhoben werden, ist von entscheidender Bedeutung für die Konstruktion des sozialen Raums! Und auch die sich daraus etablierenden Raum-Abbildungen, insbesondere Karten, zeichnen Handlungsspielräume vor.

Für die Forschung zu Grenzregionen bedeutet dies meines Erachtens zunächst, dass es wohl weniger um eine feste Definition des Begriffes der Grenzregion oder des Grenzraumes geht, sondern gerade um dessen Historisierung. Damit rückt die multiperspektivische Konstruktion des Grenzraumes in den Fokus: In den Beiträgen dieses Bandes zeigt sich, wie vielfältig sich die Geschichte von Grenzräumen beschreiben lässt und welche politischen, kulturellen, wirtschaftlichen, sozialen oder ökologischen Ereignisse diese Narrationen bestimmen können. Eine zentrale Frage scheint mir bei fast allen Beiträgen dabei zu sein: Wer definiert wann und wie seine Grenzen? Die Beiträge in diesem

Sammelband sind eindruckliche Beispiele dafür, wie sehr nicht nur die Datenerhebung, sondern auch deren Visualisierung dabei genutzt wurden, Vorstellungen von Grenzen und Grenzräumen überhaupt erst zu entwickeln und zu etablieren. Und auch der Begriff der Grenze muss historisiert werden: Grenzen bedeuten nicht nur zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Dinge, sondern auch innerhalb einer Zeitebene für die Menschen, die dort wohnen und/oder sie überschreiten, unterschiedliche Dinge: Das kann abhängig von Konzepten wie einer Staatsbürgerschaft sein oder dem ‚Stand‘, dem man angehört. Grenzen wurden aber ebenso etwa an Mentalitäten, Sprachgemeinschaften, geteilte Ursprungsmythen oder Religionsgemeinschaften gebunden.

Letztlich müssen wir damit auch fragen, wie wir als Historiker:innen Grenzziehungen und -Definitionen vornehmen (Regionen), wie flexibel sind diese dann sind, zum Beispiel weil sie auch beim gleichen historischen Objekt gegebenenfalls abhängig von der konkreten historischen Fragestellung sind. Wie gehen wir mit konkurrierenden, sich überlappenden Raumkonzepten – und Grenzkonzepten um? Diese Fragen verlangen zumindest eine Bereitschaft, die eigenen historiografischen Raumkonstruktionen immer wieder kritisch zu reflektieren.

Georg Mölich: Der ausführlichen Darlegung von Frau Gundermann kann ich mich weitestgehend anschließen. Die hier erhobene Anforderung der kritischen Reflexion der eigenen Raumkonstruktionen ist recht anspruchsvoll. Zu bedenken ist hierbei aber auch die Tatsache, dass sich in bestimmten Forschungsprojekten die Räume nach den Quellen (sprich nach dem Sprengel eines bestimmten Archives) richten. Da werden

dann der kritischen Reflexion von Raumperspektiven enge Grenzen gesetzt.

Zur aufgeworfenen Frage nach Quellengruppen, die stärker herangezogen werden könnten, sei nochmals auf die große Bedeutung von unterschiedlichen Zeitschriften oder Journalen besonders seit dem 18. Jahrhundert hingewiesen. Diese Zeitschriften banden programmatisch und/oder politisch eine bestimmte (vor allem bildungsbürgerliche) Schicht von Eliten zusammen, die in Diskurse über Grenzräume involviert waren. Es wäre als Forschungsperspektive durchaus sinnvoll, in einem Projekt einmal verschiedene ‚Grenzland‘-Zeitschriften zu vergleichen. Gibt es gemeinsame Sprachebenen, gibt es vergleichbare Diskurse im Umgang mit der ‚eigenen‘ Nation und der ‚fremden‘ Nation? Hier haben in den letzten Jahren besonders diskursgeschichtliche Projekte aus der linguistischen Fachrichtung (speziell zur Weimarer Republik) neue Impulse gesetzt, die für die vergleichende Grenzraumgeschichte sinnvoll einzubeziehen wären.

Christine Gundermann: Die Reflexion der Herkunft der Quellen ist selbstverständlich beim Arbeiten mit der historischen Methode. Und wir können wohl davon ausgehen, dass die (historisch) Grenzziehenden dementsprechend auch ein großes Interesse daran hatten und haben, die damit einhergehende Herrschaftsausübung auch zu dokumentieren und damit zu festigen. Georg Mölich formuliert wichtige Ansätze für das 18. Jahrhundert. In der neuesten Zeitgeschichte ist das ebenso bedeutsam – etwa bei der Rezeption der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze. So beruht ein Großteil der Musealisierung der innerdeutschen Grenze heute etwa auf Sammlungen und Modellkonstruktionen von

westdeutschen Zollbeamten:innen, deren Vermittlungsarbeit über Jahrzehnte zumindest teilweise ministerial gefördert wurde. Auch die an vielen Stellen installierten touristischen Aussichtstürme auf der westdeutschen Seite lassen eine Pfadabhängigkeit der Rezeption der Grenze aber auch der DDR vermuten. Die Art und Weise, wie also diese Grenze geschichtskulturell ausgeformt wurde, muss deutlich in deren kritische Rezeption einbezogen werden. Das geht wiederum nicht nur über die Quellenkritik an Ausstellungsmaterialien und Sammlungen, sondern vor allem über gezielt multiperspektivisches Arbeiten – in diesem Zeitfenster bieten sich dafür zum Beispiel Zugänge über die ‚oral history‘ an, die etwa eine kulturgeschichtliche Rekonstruktion des östlichen Blickes auf die Grenze und den Grenzraum ermöglichen. Dies ist insbesondere deswegen wichtig, weil die Interpretation der Grenze und des Grenzraumes aus staatlicher Sicht massiv von der der betroffenen Bürger:innen abweicht von der der betroffenen Bürger:innen abweichen kann.

3. Wie sehr schwingt Kolonialgeschichte in der Historiografie der Grenzregionen Europas – und auch in der Abgrenzung Europas – mit?

Caspar Ehlers: Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Ich denke, dass Kolonialgeschichte sich nicht auf Regionen innerhalb Europas beziehen kann, das wäre gegen die Bedeutung des Begriffes. Auch als Abgrenzungsbegriff ist Kolonialgeschichte schwer zu verwenden. Die Kolonien der großen europäischen Imperien werden natürlich als außerhalb

Europas gelegen verstanden, aber nicht als Teil der jeweiligen Großmächte betrachtet. In einem gewissen Sinne kann man sogar die These aufstellen, dass dort, wo Europäer Kolonien gründen und ihre Normvorstellungen übertragen, ‚Europa außerhalb Europas‘ ist. Die Wendung zu den ‚postcolonial studies‘ hingegen ist ein ganz anderes Konzept, das im Zusammenhang mit Grenzregionen in Europa vermutlich nicht fruchtbar angewandt werden kann.

Ich würde in Bezug auf die Grenzregionen eher den Begriff Transformation, vielleicht auch noch Transfer, verwenden wollen, wobei es wichtig ist, zwischen den Trägern und den Empfängern zu unterscheiden und die Zwischenstufen wechselseitigen Einflusses von vorneherein zu berücksichtigen. Dies geschieht abseits der Fragen nach Rechtmäßigkeit oder der Wahl der Mittel.

Christine Gundermann: Ich würde ganz im Sinne des ‚postcolonial turns‘ immer auch fragen, welchen Einfluss das Kolonialisieren auf die europäischen Kolonialmächte hatte – in diesem Sinne hinterlässt die Kolonialgeschichte auch in den hier im Fokus stehenden Grenzräumen ihre Spuren. Auch dort hat man koloniale Waren konsumiert, Argumentationsgerüste einer vermeintlichen europäischen (weißen) Überlegenheit mitgestützt oder kritisch hinterfragt oder aber mit Menschen aus den Kolonialgebieten gelebt und damit ergeben sich also immer wieder verschiedenste Verflechtungen. Für mich als Zeithistorikerin stellt sich ebenso die Frage, wie diese koloniale Vergangenheit dann in Grenzräumen kritisch aufgearbeitet wurde und wird – wird dies eher als nationales Projekt verstanden, dass den großen Museen (Rijksmuseum/Humboldtforum) zugeschrieben wird, oder schaut man auch in der eigenen Region, wie etwa mit

Ehrungen über Denkmäler und Straßennamen umgegangen wird? So zeigen sich dann zum Beispiel im deutsch-dänischen Grenzraum rund um Flensburg verschiedenste Formen zivilgesellschaftlichen Engagements bei der Aufarbeitung. Die Grenzlage kann da noch einmal zusätzlich eine Dynamik mitbringen, weil man eben viel stärker als in den nationalen Zentren sich auch an den Nachbarn orientieren kann. Das spielt sicherlich nicht für jedes Forschungsprojekt eine Rolle. Aber ganz im Sinne einer diversen und multiperspektivischen Geschichtsschreibung sollte diese Dimension europäischer Geschichte immer wieder befragt werden.

Caspar Ehlers: Das ist insofern richtig, als es die Neuzeit betrifft. Aus meiner Sicht als Mediävist sind diese Kriterien jedoch nicht oder nur retrospektiv – und somit vermutlich anachronistisch – anwendbar.

Georg Mölich: Es wäre dann forschungsstrategisch zu untersuchen, ob es in Grenzräumen qualitativ und quantitativ intensivere Debatten und Manifestationen kolonialer Verflechtungen gegeben hat als im Binnenraum eines Staates. Wie die vorliegenden ersten Untersuchungen für das Rheinland und Westfalen zeigen, scheint das für diesen ‚grenznahen‘ Raum zuzutreffen (ich verweise auf das Tagungsprojekt Nordrhein-Westfalen und der Imperialismus.)¹ Ein anderer Zugang ist der von Philipp Heckmann-Umhau bei der Tagung unter dem Titel ‚Die Grenzregion

als Kolonie?‘² gewählte: Am Beispiel der nach dem Ersten Weltkrieg besetzten Gebiete des Rheinlandes lässt sich genau untersuchen, inwieweit hier koloniale Herrschaft als Modell der Herrschaft der Alliierten in Deutschland fungierte (hierzu etwa Untersuchungen von Benedikt Neuwöhner zur britischen Besatzungszone am Rhein 1919–1926).³

4. Welchen Nutzen hat die Erforschung und die Darstellung von Grenzregiongeschichte für die grenzübergreifende Zusammenarbeit und in welchen normativen Rahmen bewegen sich Geschichtssproduktionen des Grenzlands?

Georg Mölich: Es ist unstrittig, dass die Ergebnisse der Erforschung von Grenzraumgeschichte für die übergreifende Zusammenarbeit nutzbar gemacht werden können – sei es als retrospektive Beispiele für best practice oder als Beispiele für gescheiterte Zusammenarbeit. In beiden Fällen kann das didaktisch oder sogar politikberatend sinnvoll eingesetzt werden. Bei dem normativen Rahmen von Versuchen grenzüberschreitender Geschichtssarbeit existiert nach meinen Erfahrungen (besonders im deutsch-niederländischen Grenzraum) die Problematik,

1 Online-Tagung zu kolonialen Spuren und Strukturen auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen, 24.–26.06.2021. Siehe Stephanie Zloch: Tagungsbericht: Nordrhein-Westfalen und der Imperialismus, 24.06.2021–26.06.2021 digital (Hagen/Düsseldorf/Köln), in: H-Soz-Kult, 12.10.2021, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-9081>.

2 Siehe dazu den Beitrag von Philipp Heckmann-Umhau in diesem Band.
3 Benedikt Neuwöhner: Krieg im Frieden – Frieden im Krieg? Die britische Besatzung des Rheinlands nach dem Ersten Weltkrieg, in: Benedikt Neuwöhner/Georg Mölich/Maika Schmidt (Hg.): Die Besatzung des Rheinlandes 1918 bis 1930. Alliierte Herrschaft und Alltagsbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg, Bielefeld 2020, S. 27-46.

dass bei den beteiligten Personen sowohl Diskurse als auch Begriffe weitgehend nationalstaatlich geprägt und verortet sind. Es bedarf dann der gemeinsamen und offenen Diskussion dieser Vorprägungen in der Frühphase solcher Projekte, um nicht in der konkreten Arbeit immer wieder an einer disparaten Begriffsverwendung zu scheitern. Insofern ist der Rekurs auf die je eigenen Prägungen nach meiner Einschätzung zwingend nötig! Hinzu kommen dann natürlich auch spezifische Erinnerungskonstruktionen im Bereich der Grenzräume, die – in Abgrenzung zu nationalen Diskursen – ebenfalls ein wichtiges Untersuchungsfeld sein können.

Christine Gundermann: Während der Konferenz, aber auch im vorliegenden Band haben sich vor allem auf Mikro- und Meso-Ebene Verflechtungen gezeigt, die an manch einer Stelle auch projektübergreifend den historischen Vergleich ermöglichen können und damit zunächst einmal einen wissenschaftlichen Erkenntnisrahmen anzeigen.

Die Formen der (eigenen) Geschichtskonstruktionen, der Formung einer Erinnerungsgemeinschaft, die wir dann im Grenzland finden, treiben mich besonders um. In meiner eigenen Forschung zur deutsch-niederländischen Geschichte hat es sich als sehr fruchtbar erwiesen, neben den Zentren der Randstadt und des deutschen Hinterlandes auch zwei Grenzregionen dezidiert anzuschauen. Was die Forschung zu Grenzregionen so besonders macht, ist, dass sie es vermag, ein Gegengewicht zu den nationalen Meistererzählungen zu schaffen und diese somit zu hinterfragen. Die nationale Peripherie der Grenzregion wird so zu einem Wert, gerade in wissenschaftlichen Geschichtskulturen, in denen nationale Meistererzählungen

noch dominieren. Abgrenzung und die Überwindung von Grenzen, ebenso wie Identitätsbildung und deren Herausforderung, laufen hier im Mikrokosmos zusammen und helfen, Gewissheiten der nationalen Geschichtsschreibung über den Zugriff auf translokale und transregionale Räume zu hinterfragen, die eigene erzählte Geschichte immer wieder auf ihre Akteur:innen und deren Handlungsmacht und -spielräume zu hinterfragen und so transnationale, auf Makroebene vielleicht sogar ‚glokale‘ Interpretationen vornehmen zu können.